

Inhalt

helfen

- Wir zwei Weiberleut sind gegangen 14
Um fünf war alles verraten 30
Nur draufkommen dürfens dir nicht 40
An der Handbewegung hab ich ihn erkannt 48

organisieren

- Mein Geist hab ich mir selber gerichtet 58
Den Krieg um ein paar Tage verkürzen 72
Ein stilles, heimliches Zeichen 80
Die haben nur Flintenweib zu mir gesagt 88

kämpfen

- Schlau wirst schon, wennst in Gefahr bist 104
21 Nächte für diesen Marsch 114
Die letzte Kugel war immer für mich 122
Ein Feuer geht von Luče aus 142

zersetzen

- Dort, wo die Deutsche Armee war 168
Das Anbandeln hab ich erst lernen müssen 180

überleben

- Unter mir die Todeszellen 192
Auch wenn alles verloren scheint 208
Es geht schon so viel in Vergessenheit 216
Ich hab im Traum sogar gedichtet 224
Lieber Bruno, sei tapfer, ich bin verhaftet 230

Der weibliche Widerstand 240



Um fünf war alles verraten

Anni Kness

In einem Wald haben wir uns getrennt, das war eine schwere Stund für mich. Das Boot war schon bereit, in der Nacht hat ihn jemand illegal über den Wörthersee gebracht und über die Drau. Mein Mann hat sich mit einem anderen über die Berge durchgeschlagen, er wollte Jugoslawien nur durchwandern, dann in die Türkei und von dort nach Rußland.

Zuerst wußte ich wochenlang nichts von ihm und bin nur schwer meiner Arbeit nachgegangen. Eines Tages krieg ich eine Nachricht. Ein Eisenbahner, der bei der Apotheke auf mich gewartet hat, drückt mir eine Zündholzschachtel in die Hand. Ich hab die Zünder schnell eingesteckt – das war so eine illegale Raffinesse. Zu Haus hab ich mit zitternden Händen die Schachtel geöffnet und den Boden herausgenommen. Ein Zettel meines Mannes war drinnen, da schreibt er mir nach drei Monaten aus dem Gefängnis in Belgrad. An allen Grenzstellen hat man ihn zur Fahndung ausgeschrieben, weil er als führender Kopf einer Kärntner Widerstandsgruppe zum Tode verurteilt worden war. Nachdem die Gestapo schon überall ihren Sitz gehabt hat in diesen okkupierten Ländern, haben sie beide verhaftet, meinen Mann und seinen Gefährten.

Vor seiner Flucht haben wir einige Vereinbarungen getroffen. Er wird versuchen, wo immer er ist, mich illegal zu verständigen. Ich hab damals „Tanja“ geheißten, und er war der „Peter“. Wenn er verhaftet werden sollte, wird das Gefängnis „Sanatorium“ heißen. Jetzt schreibt er mir auf diesem Zettel, liebe Tanja, in seiner schönen Handschrift, liebe Tanja, ich bin gesundheitlich nicht so gut beisammen, befinde mich in einem Sanatorium in Belgrad, hoffe aber sehr bald – entsprechend meiner Genesung – dieses Sanatorium wieder verlassen zu können. Mach dir keine Sorgen! Jetzt hab ich aufgrund unserer Vereinbarung gewußt: Er ist bereits verhaftet.

Als junges Mändchen hab ich ihn kennengelernt, den Hubert. Es war Liebe auf den ersten Blick, möcht ich sagen. Er war damals schon Gemeinderat in Moosburg, mit seinen 24 Jahren. Mein Vater war ein alter Sozialdemokrat, die haben sich zwar politisch irgendwie verstanden, doch als er sah, daß es zwischen uns ernster werden könnte, hat er gemeint: Dirndl, paß auf! Der Hubert ist sicher ein gescheiter Mann, aber nimm dir keinen Politiker. Das könnt eine große Gefahr für dich sein. Damals

schon, unter der schwarzen Systemzeit, ist er verfolgt worden; er ist mehr gesessen als daß er ein freier Mensch war. Aber mit mir war nichts mehr zu machen. Ich war verliebt, und wir haben dann im Jahr 1938, als der Hitler kam, geheiratet.

Bald darauf haben wir in Klagenfurt eine Wohnung bezogen. Ich hatte einen Drang, tätig zu sein, und hab mich in einer Apotheke anwerben lassen. Als verheiratete Frau bin ich dann dreieinhalb Jahre auf der Schulbank gesessen, wurde dort zur chemischen Laborantin ausgebildet. Diesen schönen Beruf, der sehr verantwortungsvoll war, hab ich mir erworben.

Mein Mann hatte in dieser Zeit eine Widerstandsorganisation aufgebaut, die immer wieder zerschlagen wurde. Er mußte einige Male flüchten, ist wieder zurückgekehrt und hat halt von neuem aufgebaut. Inzwischen bin ich mehrmals in Haft genommen worden, man wollte mich erpressen. 1940 hat er endgültig untertauchen müssen. Über den ganzen Winter hat er sich bei Bekannten versteckt gehalten, von dort aus hat er wieder mit der illegalen Arbeit begonnen. Die Leute bekamen eine Mordsangst, er hat dort nicht bleiben können. In seiner politischen Arbeit mußte er sich etwas mehr einschränken, weil ihm niemand mehr einen Kurierdienst machen wollte. Alle waren dermaßen eingeschüchtert, weil der Terror schon überall begonnen hat. Auch die ersten Hinrichtungen.

Im 41er Jahr hat vor dem Volksgerichtshof in Wien der Prozeß gegen die „Bande“, so haben sie diese Widerstandskämpfer betitelt, stattgefunden. Die meisten Beteiligten waren als Angeklagte dort, nur mein Mann ist untergetaucht, den habens nicht gekriegt. In Abwesenheit ist er dreimal zum Tode verurteilt worden. Wie ich das erfahren hab, krieg ich so einen Schrecken, daß ich die Füße verloren hab, konnt gar nimmer gehen.

Nach der Sache mit der Zündholzschachtel hab ich keine Nachricht mehr bekommen. Es ist Oktober geworden, der erste Schnee ist gefallen. Und ich war trübsinnig. Es war die Zeit, wo der Hitler die größten Siege gefeiert hat. Die Aussicht, meinen Mann wiederzusehen, war fast null. Es hat mich niemand trösten können. Tagsüber bin ich meinem schweren Beruf nachgegangen, und nachts war ich mit meinen Sorgen allein.

An einem Abend hab ich mich niedergelegt, es hat geschneit. Hab mich so in den Polster hineingekuschelt, hab mir gedacht, mein Gott, wo nur der arme Teufel ist? Ich hab gewußt, er ist in Haft, mehr nicht. Ob man ihn ausliefern oder wie sein weiteres Schicksal sein wird – also das hat mich belastet.

Auf einmal, so gegen elf, ich hab noch nicht geschlafen, höre ich, wie jemand Schneebälle ans Fenster wirft. Wir haben in einer Mietvilla im 1. Stock gewohnt. Auf einmal die Schneebälle, der Schnee war naß, die sind auf dem Fenster picken geblieben. Um Gottes willen, was ist denn los? Da verfolgt mich jemand. Hab nicht reagiert. Dann kommt der zweite Schneeball, der dritte. Jetzt bin ich aufgestanden, hab hinter dem Netzvorhang ganz vorsichtig hinuntergeschaut. Tritt eine schwarze Gestalt hinter einem Baum – vorm Haus war ein Obstgarten – hervor, ich hab gesehen, es ist ein Mann, aber nicht mehr. Der tritt heraus und macht so, wie wenn man ein Katzerl ruft. Das hat der Hubert immer gemacht, wenn wir uns illegal im Wald getroffen haben.

Na, denk ich mir, das gibts ja nicht, daß er da mitten in der Nacht unterm Haus steht. Das ist ein Gestapo-Mann. Hab die Fenster wieder zugemacht, bin ins Bett zurück. Es sind wieder Schneebälle ans Fenster geflogen – immer verzweifelter war sein Kampf, sich bei mir erkenntlich zu machen. Im Parterre haben Nazis gewohnt, das wußte auch mein Mann. Jetzt hab ich Angst gekriegt, hab das Fenster ganz aufgemacht und mich hinausgelehnt.

Anni, bitte, mach die Tür auf! Wie ich unten seine Stimme höre, hab ich ihn gleich hereingeholt. Er war vollkommen durchnäßt, abgehärmt, verhungert nach seiner Flucht von Jugoslawien. Jetzt hat er sich in seinem schönen Heim, wo er nicht sein konnte, auf die Couch niedergesetzt. Umarmt hat er mich, da hab ich das erstemal meinen starken Mann weinen gesehen. Ja. Er konnte nirgends sein. Weißt du was, sag ich zu ihm, den Kampf müssen wir zwei nun alleine tragen! Bin halt nur ich mit dir dran, daß wir nicht andere gefährden.

Jetzt haben wir beschlossen, ein Versteck in unserer Wohnung zu machen. Da gabs zwei Kästen, die in der Ecke zusammengestoßen sind, ein Stück Platz dahinter blieb frei. Vom Inneren des Kastens zu diesem Eck hat er eine Türe ausgeschnitten und hat sich einen Dreieck-Stuhl gezimmert, auf dem er hinten saß. Das war sein Versteck für dreieinhalb Jahre, von dort aus hat er illegal gearbeitet. Er hat auch Maschine geschrieben, Abzüge gemacht, Flugschriften, die an die Front gegangen sind: Legt die Waffen nieder! Bruder, kämpf nicht gegen Bruder! Er war ja großartig in seinem Kampf; keine Ruh hat er gegeben. Er hat bereits wieder gearbeitet, und ich hab ab und zu ein Briefferl ausgetragen, um jemanden zu verständigen. Das war alles.

Manchmal ist er abends in den Wald gegangen, zu den Besprechungen. Nie haben die in meiner Wohnung stattgefunden, weil das zu riskant gewesen wär.

Nach zwei Jahren haben auch meine Eltern davon gewußt, daß er als Todeskandidat in meiner Wohnung versteckt ist. Er war ein großer, starker Mann, der etwas Ordentliches zum Essen gebraucht hat. Auch geraucht hat er gerne. Meine Eltern haben nebenbei eine Landwirtschaft betrieben in Moosburg, dort könnt ich den Nachschub organisieren.

Eines Abends hab ich eine Erbsensuppe vorgekocht. Und hab mir gedacht, wenn ich morgen mittag mit dem Rad rasch von der Arbeit nach Hause fahr, mach ich ein paar Omeletten, und das Essen ist fertig. Es war Krieg, man war mit allem zufrieden.

Mein Mann ist schon von seinem Versteck heraußen gewesen, er hat am Elektro-Rechaud die Suppe gewärmt. Wie ich gekommen bin, hab ich schnell das Essen fix und fertig gemacht. Ich war mit meinem Mann so abgestimmt, daß wir mit den Augen gesprochen haben. Grad stell ich die Suppe auf den Tisch, das Gedeck, die Omeletten waren schon fertig, da hören wir fremde Schritte auf der Holzstiege, die hat geknackt. Mein Mann schaut mich an, und ich ihn, wir haben beide die Löffel fallen lassen. Glaubst du? Und schon war er verschwunden. Ich hab die Kastentür zugemacht und sein Gedeck in die Kredenz hineingestellt, sodaß nur mehr mein Essen am Tisch stand. In dem Moment klopft es. Wie ich die Türe aufmach, steht der Gestapo-Oberkommissar Kirchbaumer draußen. Ist gleich mit so einem Blick herein, ganz gierig. Also, Frau Kness, hat er gesagt, ich hab den Auftrag von der Geheimen Staatspolizei, bei Ihnen eine Hausdurchsuchung zu machen. Wir wissen, daß Sie Kontakt zu Ihrem Mann unterhalten, daß Sie zumindest Post von ihm bekommen und uns das nicht melden.

Ich war keck, frech eigentlich, kampfentschlossen. Hab mich an die Kredenz so angelehnt. Ja, Herr Kommissar, hab ich gesagt, wenn Sie mit diesem Auftrag kommen, bitte, dann suchen Sie. Aber Sie werden sehr enttäuscht sein, denn das, was Sie bei mir suchen, werden Sie nicht finden. – Und dabei hab ich gedacht, er braucht nur einen Griff hinter die Kastentür machen, und schon hat er ihn! Wie ich so mit dem Gestapo-Kommissar spreche, höre ich, wie mein Mann die Waffe an sich streift. Das könnt nur ich hören, weil ich gewußt hab, mein Mann muß das jetzt machen. Er war bewaffnet mit einer SS-Pistole mit Schaft. Die lag immer griffbereit oben im Schrank. Wenn er bedroht ist, muß er sein Leben verteidigen – das hat er immer zu mir gesagt. Ich hab also geschwind Geräusche erzeugt, mit dem Geschirr geklappert, das Türl auf- und zugemacht, daß der Kommissar ihn nicht hört.

Und jetzt ist dieser Gestapo-Kommissar so ganz privat mit mir geworden. Er hat nicht zum Suchen angefangen, sondern gefragt, ob er sich niedersetzen darf. Bitteschön, wenns Ihnen beliebt. Hat er sich niederge-

lassen, fangt ganz privat mit mir zu plaudern an. Ja, Frau Kness, Sie haben einen schönen Beruf, füllt Sie der aus? So eine junge Frau, sagt er, daß Sie sich keinen Freund nehmen, wenn Sie von Ihrem Mann nichts wissen. So ganz privat. Na, denk ich mir, das ist ein Kerl, der sucht und sucht nicht. Hab ja immer nur drauf gewartet: Jetzt wirds krachen.

Er hat mich noch gefragt, ob ich gar nichts von meinem Mann weiß, ob ich nie eine Post krieg? Och, hab ich gesagt, wer weiß, wo der Mensch ist, der kann ja nie mehr zurück, wenn er im Ausland ist. So hab ich getan. Na, sag ich, ich warte auch nicht mehr auf ihn. Ist ja ein aussichtsloses Beginnen. Der kann nie mehr zurück und so. Da hat der Kommissar gedacht, halt, die Frau hat umgeschwenkt, die hat ihren Mann abgeschrieben, die wird sich schon einen Freund suchen, vielleicht hat sie schon heimlich einen. Großdeutschland macht die größten Siege zur Zeit, sag ich, nein, es ist aussichtsslos, er kann nie mehr zurück. Ich denk auch gar nicht mehr daran.

Und auf das hin hab ich auf die Uhr geschaut. Leider, Herr Kommissar, geht meine Mittagszeit zu Ende, ich muß in den Dienst. Das war für ihn eine Aufforderung. Hab gedacht, na, jetzt wird er wohl suchen. Nachher sagt er, wissens was, Frau Kness, ich glaubs Ihnen, daß es so ist, wie Sie es mir jetzt sagen, ich mach gar keine Hausdurchsuchung. Aber wenn Sie was wissen von Ihrem Mann, die Nachricht bringen Sie uns. Verraten Sie mich nicht, weil ich hab den Auftrag, das zu machen. Schweigen Sie! So ist er bei der Tür hinaus. Und damals hätt es Tote gegeben.

Mein Mann ist vom Kasten heraus, kreidebleich, er hat mich umarmt und geküßt. Anni, hat er gesagt, unser Leben ist jetzt dir zu verdanken. Du warst goldig, stark. Danach ist er weg von der Wohnung.

Meine Eltern haben ihn eine Zeitlang aufgenommen, dann ist er weiter. Der Krieg hat sich damals zugespitzt, der Hitlerfaschismus war schon schwer angeschlagen. Da hat der Hubert schon wieder auf Hochtouren illegal gearbeitet. Aber ich hab lange nichts von ihm gewußt.

Plötzlich hab ich dann Post gekriegt, ein Kurier hat mich abgepaßt vor der Apothekentür. Zu dieser Zeit hab ich durch die lange Illegalität schon ein bißl an Verfolgungswahn gelitten und war sehr mißtrauisch. Hab ihn wohl angehört, wie er sagt, er kommt aus Villach und soll mir einen schönen Gruß vom Peter ausrichten. Hab noch nichts drauf erwidert, war noch immer mißtrauisch. Der Peter laßt mich bitten, ich möge am Samstag – also am nächsten Tag, das war der 13. Mai 44 – zu ihm kommen, er hätt gern eine letzte Aussprache mit mir, er muß Kärntner Boden endgültig verlassen. Na, und der Kurier hat mich ein Stück begleitet. Ich hab dann dankeschön gesagt, hab ihm das geglaubt und nicht mehr gezweifelt.

Frohen Mutes, daß ich nach sechs Wochen endlich vom Hubert was höre, bin ich mit dem Autobus zu den Eltern gefahren. Meinem Vater hab ich mich nicht getraut, das zu sagen, meine Vertraute war immer mehr die Mutter; der Vater war Respektperson. Wie ich nach Hause gekommen bin, hab ich der Mama alles erzählt. Mein Gott, hat sie die Händ zusammengeschnitten. Dirndle, hat sie gesagt, solange wirst du dem Hubert nachfahren, bis einmal was ist. Die Gefahr ist so groß. Eine Mutter hat das Recht, dir das zu sagen.

Schau, Mama, hab ich gebettelt, er ist ja mein Mann, er ist so arm. Ich will ihn noch einmal sehen, es ist die letzte Aussprache. Dann hat sie Schweinsbraten eingepackt, wir haben grad frisch geschlachtet, einen Reindling und Brot. Eine schwere Tasche voll Proviant. Aber Dirndle, hat sie gesagt, komm ja morgen abend, am Sonntag, zurück, ich werd auf dich warten. Fahrst nach Pörschach mit dem Zug, ich komm dir im Wald entgegen. Das hab ich der Mama versprochen, ich komm morgen zurück, damit sie keine Angst hat.

Ich bin dann zur Bahn, leid- und freudeerfüllt, mit der bepackten Tasche. In Villach hat unsere Begegnung wunderbar geklappt, ich bin in das Haus gekommen, wo er untergetaucht war, mein Mann hat mich sehr lieb empfangen.

Auf einmal sagt er mir so im Gespräch, du, Anni, vielleicht wars ungeschickt von mir, ich wollt einmal mit dir alleine sein, um das Problem des Lebens und die ungewisse Zukunft, die uns bevorsteht, zu besprechen. Aber ich hab leider erst gestern die Nachricht gekriegt, daß heute nacht hier in diesem Haus eine große illegale Konferenz stattfindet. Jössas Maria, sag ich, das belastet mich nur. Warum bestellst du mich an so einem Tag? Ja, sagt er, das hab ich erst jetzt erfahren, und ich muß das durchführen.

Ich hab mich ergeben, konnte nicht mehr zurück, bin in diesem Villacher Haus geblieben. Dann sind alle zwei Stunden hohe Partisanenführer gekommen, auch Grazer Studenten waren dabei und illegale Tschechen, so intelligente Kerle alle, antifaschistische Kämpfer. Ich konnte nirgendwo hin, so bin ich als stiller Beobachter dort geblieben. Die Männer haben die Landkarte aufgeschlagen. Es ist besprochen worden, daß die Seebacher-Kaserne, wo die SS stationiert war, von den Partisanen überfallen wird. Der Tag war schon festgelegt, den Posten werden sie überwältigen und Lastwägen beschlagnahmen. Von einer Brückensprengung war die Rede. — Mit Schaudern, muß ich sagen, hab ich mir das angehört, hab mir gedacht, was für eine furchtbare Zeit.

Na, und dann haben sie wieder in Abständen von ein, zwei Stunden unauffällig einer nach dem anderen die Wohnung verlassen. Es ist drei

Uhr früh geworden, bis diese Besprechung zu Ende war, dann ist der Sonntag gekommen. Zu meinem Mann hab ich gesagt, du, meine Mutter hat so eine Angst, ich hab ihr ins Herz versprochen, daß ich heute mit dem Fünf-Uhr-Zug zurückfahre.

Na, sagt er, du wirst heute nicht zurückfahren. Ich muß von hier weg, das ist unsere letzte Chance, heut sind wir einmal allein für uns. Du bist meine Frau, ich hab einen Anspruch auf dich. Ich muß leider dein Mutterle enttäuschen, die ich so gern hab, aber du wirst heute noch da bleiben, wirst in der Früh mit dem Sieben-Uhr-Zug nach Klagenfurt fahren, und um acht bist im Dienst.

Ich hab mir gedacht, ja, eigentlich hat er recht. Aber wie entschuldige ich mich bei meiner Mutter, die in Angst lebt. Die hat ewige Angst gehabt. Aber ich bin geblieben. Um fünf Uhr in der Früh sind wir dort aus den Betten heraus verhaftet worden. War alles verraten.

Mein Mann ist, gefesselt schon, mit zwei Gestapo-Beamten hinter mir gegangen. Wir waren auf dem Weg ins Bezirksgericht Villach. Ich hör, wie einer von der Gestapo ihn immer wieder fragt, ja, wie heißen Sie denn? Wer sind Sie denn? Er hat einen falschen Namen angegeben. Das nutzt ja nichts, hab ich gedacht. Ich war seine Frau und hab den Identitätsausweis, mit Anni Kness, bei mir getragen. Sehr bald werden sie wissen, daß sie einen großen Fang gemacht haben, einen jahrelang gesuchten „Banditen“, wie sie es nannten.

Der Hubert ist in Einzelhaft gekommen, und ich auch. Noch am ersten Abend hat man ihn als Gefesselten halb tot geschlagen, daß die Nieren herausgeschaut haben. Man hat ihn aufgehängt, mit dem Kopf nach unten, und mit Stiefeln getreten. Ich hab mein Ohr an das Guckloch angelegt und an Händen und Füßen gezittert: bellende Schreie, wie von einem verendenden Tier, ein Röcheln, das mir durch die Glieder fährt. Am nächsten Tag hat mich eine Bedienerin gefragt: Sagen Sie einmal, ist Ihr Mann groß und schwarz? Der liegt in einer Blutlache in der Waschküche am Betonboden, halb erschlagen, er hat mich um ein Glas Wasser gebeten. Ich war vernichtet, moralisch gebrochen.

Acht Tage später sind wir nach Klagenfurt überstellt worden. Während der Fahrt hab ich aus dem Zug springen wollen, aber es fehlten mir doch der Mut und die Möglichkeit. Meinen Mann haben sie dort verhört, den ganzen Tag, die ganze Nacht. Wie sie ihn dann in eine Einzelzelle gesperrt haben, ist er geflüchtet. Noch in derselben Nacht ist er ausgebrochen – gefesselt. In einem seiner Stiefel hatte er eine doppelte Sohle, da drin war ein Dietrich. Mit diesem Dietrich, zwischen die Zähne geklemmt, konnt er sich die Fesseln aufmachen. So schwer angeschlagen, wie er war, ist

ihm die Flucht gelungen, aber nach 14 Tag wars aus. Zum Schluß hat er sich in einem Heustadl versteckt gehalten, eine Villacherin hat ihn verraten. Um drei Uhr in der Früh ist die Gestapo gekommen, hat 40 Schuß abgefeuert und wollte den Stadl anzünden – da hat er sich ergeben müssen.

An einem Sonntag führt mich der Aufseher allein aus der Zelle. Mein Gott, Frau Kness, sagt er, heut Nacht haben sie wieder ihren Mann gebracht. Der ist an Händen und Füßen gefesselt, der hängt nur an Ketten und Ringen, jetzt ist es aus. Wir zerbrechen uns den Kopf, wie wir den Menschen retten können, ein wertvoller Mensch. Das sagt der Aufseher zu mir. Aber jetzt is aus. Da bin ich in die Knie gegangen, das war für mich der Zusammenbruch, kurz darauf haben sie mich schon ins KZ geliefert.

Bevor ich auf Transport gekommen bin, hat uns der alte Aufseher noch einmal zusammengeführt – ohne Rücksicht auf die Gefahr, die ihm droht. In der Nacht bin ich die Gänge hinunter gelaufen bis zum Männertrakt, wo die Todeszelle war. Darin die Delinquenten, alle angekettet. Leise hab ich gerufen: Hubert! Schnell, schnell, komm! Ketten haben geklirrt, die Zelle war finster, das Fenster aber offen, weil August war, die größte Hitze. Er schleppt sich zu dem Zellenfenster – er war ein fescher, großer Mann – und er war todernst. Daß ich jetzt wegkomm ins Unge- wisse, hat er gewußt. Da hat er mich so gefesselt genommen und umarmt. Mein armes Weiberl, hat er gesagt, du mußt stark sein, und ich werde kämpfen. Wir müssen überleben, wir müssen es! So hat er mich geküßt, und ich bin zurück. Das war unser Abschied, ich hab gehant, es ist das letztemal.



Dort, wo die Deutsche Armee war
Antonie Lehr

Eigentlich hätte ich nach Amerika fahren können. Ich hatte ein amerikanisches Visum, aber ich konnte mich doch nicht entschließen, weil ich mir überlegt hab, es wäre viel wichtiger, hier in Europa zu bleiben, wo man doch unmittelbar eingreifen kann in das Geschehen. Amerika wäre mir zu weit gewesen, ich wollte hier sein. Mir ging es nicht vor allem darum, daß ich mein Leben in Sicherheit bringe, sondern ich wollte eben den Faschismus bekämpfen, wollte irgend etwas tun. Das schien mir aussichtsreicher in Frankreich. Ich hatte damals noch keine Vorstellung, was wir wirklich machen können. Frankreich war ja damals in zwei Teile geteilt, die Demarkationslinie lief quer durch das Land, der Norden Frankreichs war von den Deutschen besetzt, der Süden war frei. Unsere ganze Existenz in Paris war schon ziemlich schwierig geworden. Als der Krieg begann, mußte ich überhaupt weg, ich konnte mich in Paris nicht mehr halten.

Als die Deutschen Paris besetzten, war ich schon im Süden, in der freien Zone. In Toulouse und Marseille hab ich mit anderen Österreichern Kontakt bekommen. Wir hatten damals noch keine klare Vorstellung, wie wir uns am Widerstand beteiligen könnten. Aber daß wir was machen wollten und was machen mußten, war für uns alle klar. Wir haben immer wieder beraten, was könnten wir tun, aber wir hatten noch keinen klaren Entschluß gefaßt. Bis zu dem Moment, als der Krieg gegen die Sowjetunion ausbrach. Da war uns klar, daß jetzt die Zeit des Abwartens vorbei war, daß es jetzt galt, alles zu tun, um den Krieg so schnell wie möglich zu beenden. Auch wenn es nur in unserer Macht stünde, den Krieg um einen Tag zu verkürzen, dürften wir kein Opfer scheuen, dies zu tun.

Damals haben wir beschlossen, sofort aktiv einzugreifen. Wenn ich sage wir, dann war das eine ganze Gruppe im Rahmen der französischen Widerstandsbewegung. Wir waren die kommunistische Gruppe, die zum großen Teil schon aus Österreich untereinander bekannt war. Nach und nach haben wir unsere Leute aus der freien Zone nach Paris geschickt. Es gab einige wenige Freunde in Paris, die nach der Evakuierung wieder zurückgekehrt waren, aber die meisten hielten sich im unbesetzten Teil Frankreichs auf.

Ich hab vergessen zu sagen, daß knapp bevor wir diesen Beschluß gefaßt haben, schon eine unerhörte Verschärfung der Situation eingesetzt

hatte. Die französische Regierung – auch im unbesetzten Frankreich – geriet immer mehr unter den Druck der Deutschen, etwas gegen die Wühlarbeit und die politische Tätigkeit der Nazi-Gegner zu unternehmen. Sie haben immer wieder Razzien durchgeführt. Im Zuge einer solchen Razzia wurde auch mein Mann verhaftet und in ein Lager nach Vernet in den Pyrenäen gebracht. Das war ein französisches Lager, dort waren damals noch keine Deutschen.

Ich bin also in Arles alleingeblichen und hab mich sofort zur Fahrt nach Paris gemeldet. In Paris wollte ich unbedingt zur konkreten Arbeit eingesetzt werden. Es war etwas kompliziert, denn die Franzosen durften nicht von der freien Zone in die besetzte Zone. Der Übergang war streng abgeschlossen, man mußte einen Passierschein haben, den bekam man nur aus triftigen Gründen ausgestellt, aus familiären oder aus geschäftlichen Gründen. Uns war klar, daß wir als Österreicher nicht hinüberkommen würden, wir haben aber sofort französische Papiere bekommen, das heißt, die wurden illegal beschafft. Wir haben einen Kollegen gehabt, einen Grafiker, der die Papiere hergestellt hat. Wir gaben uns fast alle als Elsässer oder Lothringer aus, um das mangelhafte Französisch oder den Akzent begründen zu können. Wir fuhren nach Lyon, die Gerti Schindel und ich. Dort gab es eine Anlaufstelle, das waren Österreicher, die wieder Verbindung hatten mit Grenzgängern, die jeden Tag eine Anzahl von Franzosen illegal über die Grenze in die besetzte Zone oder auch umgekehrt führten. Ein ständiger, reger Verkehr. Denen mußte man bezahlen, das war ein reines Geschäft.

So wurden wir einer Grenzgängerin übergeben, sie sollte uns hinüberführen. Aber sie hat uns direkt in die deutsche Patrouille hineingeführt. Wir wurden von den Deutschen verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Es hat sich aber sehr bald herausgestellt, daß das reine Routinesache war. Das Gefängnis war voller Franzosen. Jeder Franzose wurde dort verhört. Nach einem kurzen Verhör und nach Erlag einer Strafe wurde er freigelassen und konnte über die Grenze gehen. Auch bei uns ging das ziemlich glatt. Natürlich hab ich Angst gehabt. Da ist ein Dolmetsch zugezogen worden – ich hab gesagt, ich kann überhaupt kein Wort Deutsch – und hab meine ganze Aussage französisch gemacht. Unser Dolmetsch hat das dann übersetzt. Für die Deutschen war es eine reine Routinesache, auf die Idee, daß ein getarnter Österreicher oder Deutscher dabei sein könnte, sind sie gar nicht gekommen. Ich hab gesagt, ich hab meinen Bräutigam in Paris, ich muß unbedingt aus familiären Gründen hin. Daraufhin mußte ich einen bestimmten Betrag erlegen, war am nächsten Tag frei und bin nach Paris.

Dort hab ich eine Anlaufstelle gehabt und Kontakt mit der Gruppe, die zum Teil schon aus dem Süden gekommen oder überhaupt in Paris geblieben war. Damals wurde die sogenannte TA ins Leben gerufen, die „Travail-Anti-Allemand“. Im Rahmen der französischen Widerstandsbewegung war das eine spezielle Arbeit, die nur die Deutschsprachigen machen konnten, eine Zersetzungsarbeit innerhalb der Deutschen Armee. Wie man das bewerkstelligen konnte? Wir wollten vor allem der nazistischen Propaganda entgegenwirken, die falsche Meldungen über die Lage an der Front, über die Lage im Hinterland und in der Heimat verbreitet hat. Natürlich haben die nie die Wahrheit geschrieben oder gesagt. Darum wollten wir versuchen, die Soldaten zu kontaktieren, um sie mit der Wahrheit bekannt zu machen. Dafür wählten wir drei verschiedene Wege.

Der erste war, daß Frauen eingesetzt wurden, um Bekanntschaften mit deutschen Soldaten zu machen, was ja nicht schwierig war. Die Frauen sind meistens zu zweit gegangen. Ihre Aufgabe bestand darin, Kontakte mit Deutschen herzustellen, mit ihnen zu sprechen und herauszubekommen, ob sie überhaupt an politischen Gesprächen interessiert sind. Sie haben die Soldaten dann wiederholt getroffen und versucht, sie so weit zu bringen, sogar Material zum Weiterverbreiten zu übernehmen. Das war das Ziel, das ist auch oft gelungen. Eine spezifische Frauenarbeit, die nur von Frauen gemacht werden konnte. Eine ganz große Leistung von den Frauen. Natürlich haben wir auch Opfer gehabt. Es war eine sehr gefährliche Arbeit, aber zum Teil auch sehr erfolgreich und befriedigend, weil man das Gefühl hatte, man konnte dabei in diese Kriegsmaschinerie direkt eingreifen.

Eine zweite Form war, die Deutsche Armee durch die sogenannten Eingebauten zu unterwandern. Dazu haben sich Männer gemeldet, um bei verschiedenen deutschen Dienststellen zu arbeiten. Die haben ja Leute gesucht, die sowohl Deutsch als auch Französisch konnten. Wir haben, wie gesagt, alle elsässische Papiere gehabt, also haben sich die Männer als Elsässer vorgestellt und wurden aufgenommen. In allen möglichen Dienststellen, zum Beispiel in Soldatenheimen, in Soldatenkinos, in Soldatenkantinen waren sie eingebaut und haben so Kontakt mit Soldaten gehabt. Auch die Arbeit der Männer bestand darin, die Soldaten kennenzulernen, mit ihnen zu sprechen, sie so weit zu bringen, daß sie Material übernehmen. Sie haben auch selbst Material verteilt, zum Beispiel in einem Soldatenheim. Die Soldaten haben draußen ihre Mäntel ausgezogen, und unsere Leute haben in einem unbewachten Augenblick in jede Manteltasche ein Flugblatt oder eine Zeitung hineingesteckt.

Bei der Herstellung dieser Flugblätter und Zeitungen hab ich gearbeitet. Wir haben den „Soldat im Westen“ herausgegeben. Der „Soldat im Westen“ war die offizielle Armeezeitung der Deutschen. Unsere Zeitung hatte denselben Kopf, dieselbe grafische Darstellung. Sie hat auch „Soldat im Westen“ geheißen, hat aber nur unsere Informationen gebracht. Unseren „Soldat im Westen“ haben wir verteilt, zum Teil durch jene Leute, die eingebaut waren in deutschen Dienststellen, zum Teil durch Soldaten, mit denen wir Kontakt aufgenommen hatten. Zum Teil haben wir sie an Partisanen weitergegeben, die solche Flugblätter und Zeitungen in der Nacht über Kasernenhöfe geworfen oder in alle möglichen deutschen Dienststellen hineingebracht haben. Später haben wir von verschiedenen Stellen gehört, daß die Deutsche Armee vor dieser Arbeit gewarnt hat, daß sie nervös geworden sind, daß ihnen das zu schaffen gemacht hat.

Ein einziges Mal haben wir von einem konkreten Erfolg gehört, das war eine Meldung von Radio Moskau, das wir regelmäßig abgehört haben. Es wurde mitgeteilt, daß ein deutscher Soldat zu den russischen Stellungen übergelaufen ist, mit einem Exemplar des illegalen „Soldat im Westen“ in der Hand. Das war natürlich eine ganz große Freude für uns, der Beweis, daß die Arbeit nicht umsonst war. Sonst hatten wir keine Einschätzung, wie weit die Wirkung dieser Arbeit tatsächlich ging, aber wir hatten das Gefühl, wir tun etwas gegen diesen Krieg.

Meine Arbeit bestand darin, daß ich mit dem Verantwortlichen unserer Widerstandsgruppe in einem Büro gearbeitet habe, jeden Tag oder jeden zweiten Tag. Dieses Büro, das ich glücklicherweise durch französische Freunde gefunden hatte, war in einer deutschen Werbeagentur, ein Büro, das für die deutsche Besatzungsmacht gearbeitet hat, von den Deutschen aber nur nachmittags genützt wurde. Ein französischer Freund, ein Grafiker, hat für diese deutsche Werbeagentur gearbeitet und den Schlüssel gehabt. In diesem Büro haben wir vormittags den „Soldat im Westen“ und die Flugblätter hergestellt. Da waren wir natürlich wunderbar aufgehoben. Wir haben alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, uns eingesperrt, aber es ist ganz glatt gegangen, es ist nie etwas passiert.

Dort standen uns alle Möglichkeiten offen. Wir haben auf Matrizen geschrieben, hatten aber dort keinen Abziehapparat. Nur zwei Leute haben dieses Büro überhaupt gekannt, ich und der Marek, der Verantwortliche. Ja, ich hab die Matrizen geschrieben. Das war vielleicht doch eine Arbeit, die vor allem ich, also Frauen gemacht haben, nicht nur das Schreiben, sondern auch das Weitergeben. Ich war ja ausgestopft mit Matrizen. Ich mußte alles an meinem Körper tragen, denn damals kamen

schon immer häufiger Partisanenkämpfe vor, und auf der Straße gab es ununterbrochen Razzien. Also mußte man damit rechnen, bei jeder Metrostation plötzlich aufgehalten und durchsucht zu werden. Man konnte nichts in der Hand tragen. Ich hab immer alles an meinem Körper getragen und hab dann mit diesen Matrizen eine Frau getroffen. Sie hatte die Verbindung zum französischen Widerstandsapparat, dort wurden die Matrizen abgezogen. Einen Teil des abgezogenen Materials hab ich wieder übernommen und den sogenannten Instruktoern weitergegeben. Diese Instruktoern, die an verschiedenen Orten der Provinz eingebaut waren, hab ich in Paris getroffen. Nicht nur, daß ich ihnen berichten mußte, was sich inzwischen ereignet hatte, auch sie haben mir erzählt, was sie bei ihren Dienststellen erfahren konnten, über Truppenbewegungen, über verschiedene militärische Maßnahmen. Verschiedenes von ihren Berichten, was politisch interessant war, konnten wir wieder in den Zeitungen und den Flugblättern verarbeiten. Und ich konnte ihnen zum Teil jene Informationen geben, die sie nicht gehabt haben. Also darin hat meine Arbeit auch bestanden.

Die Artikel hat der Marek geschrieben, er war der bessere Schreiber, nicht, davon war ich schon überzeugt. Das ist nicht, weil ich Minderwertigkeitsgefühle als Frau gehabt hab, aber er war wirklich der bessere Schreiber, und Arbeitsteilung mußte es ja auch geben. Aber wir haben den Inhalt sehr oft gemeinsam besprochen. Oft hab ich ihm auch das Material liefern können, die Unterlagen für diese Artikel. Es mußte alles sehr schnell geschehen. Wir durften nicht zu lange im Büro bleiben. Verschiedenes hatte er bereits vorbereitet, er konnte sehr schnell arbeiten. Er hat mir in die Matrize diktiert, und wir haben das schnell fertig gemacht und sind schon weggegangen. Natürlich jeder in eine andere Richtung, getrennt.

Gewiß, es ist manchmal vorgekommen, daß wir diskutiert haben. Nur ist das so – Sie müssen sich die Situation vorstellen – wir sind ja sehr unter Zeitdruck gestanden und haben jedes Flugblatt und jede Zeitung als einen Sieg betrachtet. Es ist uns vor allem drauf angekommen, Informationen mitzuteilen. Es ging nicht darum, daß die Formulierung so hundertprozentig war, sondern darum, daß wir die Informationen schnell rausbringen. Und wenn wir so ein Flugblatt dann fertig vor uns gesehen haben und es weitergeben konnten, war das für uns ein unerhörter Erfolg. Schon die Tatsache, daß man überhaupt eine andere Stimme hören konnte. Wir haben uns vorgestellt, daß ein Soldat, der das alles überhaupt nicht weiß, durch uns die Möglichkeit hat, echte Informationen zu bekommen. Das war uns eigentlich das Wichtigste. Es ist drauf angekommen, daß wir schnell und schlagkräftig auf irgendeine Mitteilung oder ein Ereignis reagieren.

Wissen Sie, es war nicht nur ein Streß, ich würde lügen, wenn ich sagen würde, ich hatte keine Angst. Ich kann mich erinnern, wie ich das erste mal so ausgepolstert mit Material durch die Straßen von Paris gegangen bin, habe ich das Gefühl gehabt, jeder, der mich anschaut, sieht, daß ich etwas an mir trage. Es dauerte lange Zeit, bis man sich dran gewöhnt hatte, sich vollkommen natürlich zu geben, sich so zu benehmen wie jeder andere. Ich bin ja oft angehalten worden. Die Tasche wurde aufgemacht, und dabei ganz natürlich zu bleiben, so zu tun, als wäre man ein ganz gewöhnlicher Passant, das ist furchtbar schwer. Später wird es natürlich zur Routine. Später war das für mich so selbstverständlich, wie wenn ich mir heute einen Mantel anzieh. Aber am Anfang war es entsetzlich. Ich hab gedacht, jeder muß mir ansehen, daß ich Angst hab, daß ich Herzklopfen hab, jeder müßte mir das ansehen. Aber mit der Zeit lernt man das. Es gibt eben nichts, was man nicht doch lernen kann.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß man dabei nicht Angst hat. Wer das behauptet, glaub ich, sagt nicht die Wahrheit. Es waren furchtbare Momente. Oder man hat ein Rendezvous und ich hab die Sachen an mir und weiß, ich soll mich dort und dort treffen. Die Tatsache, daß es so viele Razzien gab, hat ja dazu geführt, daß wir keinen fixen Platz als Treffpunkt ausmachen konnten. Wir haben uns nie an einer Metrostation getroffen, was früher üblich war, oder an einer Straßenecke, sondern wir haben vereinbart, daß wir uns auf einer Straße im Gehen treffen. Das heißt, jeder kam von einer anderen Seite, und wenn man beobachtet hat, daß der Betreffende auf einen zukommt, konnte man sehen, ob ihm jemand folgt.

Zuerst haben wir nur im Gehen miteinander gesprochen, aber sehr oft mußten wir in ein Kaffeehaus, um das Material auszutauschen. Da sind wir eben beide auf die Toilette gegangen und haben einander dort das Material übergeben. Das waren immer Frauen, anders wärs ja nicht möglich gewesen.

Es war immer eine Gefahrenquelle, sich mit jemandem zu treffen. An manchen Tagen waren aber vielleicht fünf oder zehn Rendezvous notwendig. Da bin ich von einem Ende in Paris zum andern gefahren, nie im selben Bezirk zwei Treffs, immer die Verkehrsmittel gewechselt. Also ich bin von der Metro zum Autobus, vom Autobus wieder in die Metro, einmal eine Metro vorbeifahren lassen und auf die nächste aufgesprungen, um sicher zu sein, daß ich niemanden mitschleppe, wie der Fachausdruck geheißen hat.

Es ist auch passiert, daß man zu einem Rendezvous kommt, und der Betreffende ist nicht da. Wir waren immer sehr pünktlich. Das war eine Lebensfrage, pünktlich zu sein. Wenn einer nicht gekommen ist, das war

einfach grauenhaft. Man muß sich das vorstellen. Der erste Gedanke: verhaftet. Was mach ich jetzt mit meinem Material? Was geschieht weiter? Haben die uns schon einmal beobachtet? Werd ich jetzt auch schon beobachtet? Sind jetzt nicht die anderen durch uns gefährdet? Für jeden Treff hatten wir einen sogenannten Reservetreff. Der war entweder eine Stunde später oder am nächsten Tag zu selben Zeit woanders. Aber bis man zu dem Reservetreff gekommen ist! Manchmal kam es auch zu Mißverständnissen. Kann ja passieren, daß man einmal woanders steht, daß man etwas falsch verstanden oder daß man sich in der Zeit geirrt hat.

Viele sind verhaftet worden. Ich nicht, aber meine Kollegin. Dadurch ist für mich die Arbeit dann zu Ende gegangen. Sie konnte ein Gsiberl, also eine Botschaft aus dem Gefängnis, rausschicken, daß auch ich beobachtet werde. So konnte ich mich noch rechtzeitig retten. Ich mußte sofort untertauchen, mein Äußeres verändern und meine Wohnung wechseln. Gewohnt habe ich sowieso alle paar Monate woanders. In Paris ist es ja üblich, daß man in einem maison meublée wohnt. Das ist so eine Art Hotel, wo man Zimmer auf Monat bezahlt. Manchmal hab ich auch in einem Privathaus ein Zimmer bekommen für einen Monat. Und zwar gibt es in diesen alten Patrizierhäusern chambres de bonne im fünften Stock, wo die Dienstmädchen wohnen. Die vermietet man manchmal. Also bin ich alle paar Monate irgendwo anders hingezogen, das war kein Problem. Es wurde mir gesagt, ich soll mir die Haare färben, ich durfte keine Brille tragen. Ich wollte mir zwar nicht die Haare färben, aber ich hab – was ich sonst nie getan hab – einen Hut aufgehabt und hab versucht, mich irgendwie äußerlich unkenntlich zu machen.

Was in dieser Zeit auch so schrecklich war, war die Isolation, diese persönliche Isolation. Man hat es ja manchmal durchbrochen, das Verbot, und ist am Abend zusammengekommen. Aber manchmal waren sie ganz furchtbar, diese langen Abende. Ich kann mich erinnern, einmal haben sie eine österreichische Filmoperette gespielt, und ich bin um zwei Uhr nachmittag ins Kino rein und um zehn Uhr aus dem Kino wieder rausgegangen. Nur um nicht die ganze Zeit allein zu Haus zu sitzen. Das war sehr ungut damals. Ich hab im Hotel gewohnt, sollte möglichst mit niemandem reden, man wollte nicht auffallen, sondern sich sehr harmlos geben. Das waren sehr schwierige Momente. Ich konnte zwar mit meinem Mann korrespondieren, hab aber natürlich nichts Näheres von ihm gewußt, nur daß es ihm gut geht. Sonst hab ich nichts gewußt. Also es waren auch persönlich sehr schwierige Zeiten.

Als diese Nachricht kam, daß ich beobachtet werde, war schon ziemlich klar, daß ich nach Österreich gehe. Das war 1943. Es gab eine Aktion, Österreicher nach Österreich zurückzuschicken. Wir wußten, daß in Österreich sehr viele Leute, die illegal gearbeitet hatten, verhaftet waren. Und wir hatten das Gefühl, daß es notwendig ist, einfach da zu sein, in Österreich zu sein. Nach Stalingrad dachten wir, daß das Kriegsende unmittelbar bevorsteht. Den weiteren Verlauf des Krieges haben wir viel zu optimistisch gesehen. Darum haben wir angefangen, eine Gruppe von Leuten nach Österreich zu schicken. Das war insofern leicht, als die Franzosen damals einen ganzen Jahrgang von jungen Leuten für die Arbeit nach Deutschland zwangsweise mobilisieren mußten. Sie haben aber keine Frauen rekrutiert. Es hat allerdings einige wenige französische Frauen gegeben, die sich freiwillig gemeldet haben, aus irgendwelchen abenteuerlichen Gründen, weil sie Geld verdienen wollten oder weil sie eben Kollaborateure waren. Das hats ja auch gegeben. Und auf diese Weise haben wir Frauen und Männer nach Österreich geschickt. Die Männer haben sich gemeldet, und die Frauen sind freiwillig hingegangen. So bin ich auch einmal in ein deutsches Rekrutierungsbüro und hab gesagt, ich möchte nach Deutschland arbeiten gehn.

Man wurde sehr freundlich aufgenommen – natürlich haben sie geglaubt, man ist ein Freund des großdeutschen Reiches. Aber ich hab gesagt, ich hätte einen Wunsch, ich möchte unbedingt nach Wien, denn mein Bräutigam ist mobilisiert, arbeitet in Wien und ich möchte zu ihm. Dafür hatten sie volles Verständnis, und ich bekam meine Papiere.

Da war ich eigentlich sehr froh, daß ich nach Wien fahren konnte. Irgendwie hatte man das Gefühl, jetzt ist man dem Ende einen Schritt näher. Die Fahrt verlief ganz glatt, und in Wien sind wir dann in ein Arbeitsamt gebracht worden. Dort ist es zugegangen wie auf einem Sklavenmarkt. Auf der einen Seite sind die Herren von den Betrieben gestanden, auf der anderen Seite waren die Arbeiter und Arbeiterinnen. Es waren sehr wenige Frauen, wir waren eine Gruppe von so 20 Französischen. Der Betriebsleiter hat gesagt, ich brauche das und das. Und es wurde ihm vermittelt, was er wollte. Dann sind wir drangekommen. Es hat geheißen, wir kommen alle in die Lokomotivfabrik. Jemand hat gefragt, ob wer von uns Deutsch spricht. Ich hab mich gemeldet, denn ich hatte ja einen lothringischen Paß auf einen lothringischen Namen. Er hat mich gebeten zu übersetzen, und ich hab übersetzt. Dann haben sie mich mitgenommen in die Lokomotivfabrik und die anderen Frauen auch. Wir wurden in einem Barackenlager in der Siemensstraße untergebracht. Sie haben dann gesagt, sie brauchen mich im Büro, weil ich beide Sprachen beherrsche, ich könnte auch bei den Franzosen dolmetschen, es waren 1500 Franzosen in dem

Lager. So hab ich dort im Büro gearbeitet. Ich wollte aber gerne aus dem Lager raus, dort waren furchtbare Verhältnisse. Ich hab dann auch die Bewilligung bekommen, im Privatquartier zu wohnen, weil ich Angestellte war und nicht Arbeiterin.

Mein Mann ist später ebenfalls nach Wien gekommen, er ist aus dem Lager in Frankreich geflüchtet. Er hat dann in Stockerau gearbeitet, ist aber jeden Samstag, Sonntag reingekommen nach Wien. So waren wir bis zu unserer Verhaftung doch noch zusammen. Schlagartig sind wir dann alle an einem Tag verhaftet worden, eine Gruppe von ungefähr 15, 17 Leuten, die alle aus Frankreich gekommen sind.

Man hat die Listen mit unseren Adressen in Frankreich bei jemandem gefunden, der verhaftet worden ist. Das war ein Wahnsinn: Unsere Freunde aus Frankreich haben uns Pakete geschickt, vor allem den Rauchern Tabak. Und deswegen sind wir alle verhaftet worden. Um die Pakete zu schicken, hat einer die Liste mit unseren Namen aufgestellt. Von den Verhafteten hat das nicht einmal eine Handvoll überlebt. Mein Mann ist in Dachau erschossen worden. Und wir drei, die Gerti Schindel, die Edith Wexberg, die ist schon tot, und ich waren in Auschwitz und haben einen Schutzhaftbefehl mitbekommen – Rückkehr unerwünscht. Wir sollten in Ravensbrück erschossen werden, sind aber durch die Solidarität im Lager versteckt und so gerettet worden.

Die Verhaftung kam für mich völlig überraschend. Ich bin in meiner Arbeitsstelle verhaftet worden, in der Lokomotivfabrik. In der Früh wurde ich zum Oberlagerführer gerufen, der mir immer diktiert hat. Das war nichts Außergewöhnliches. Dort sind zwei Herren gestanden, haben sich sofort legitimiert. Sie haben mich gefragt, wie ich heiß, und ich hab natürlich Lutterbach gesagt, so hab ich illegal geheiß. Da hab ich schon meine ersten Hiebe bekommen, denn sie haben genau gewußt, wer ich bin.

Dann bin ich auf die Elisabethpromenade gekommen, und zum Verhör haben sie mich immer auf den Morzinplatz gebracht. Ich bin furchtbar geprügelt worden, weil ich nichts zugegeben hab. Sie wollten ja unbedingt von mir hören, mit wem ich in Österreich Kontakt gehabt hab. Darauf ist es ihnen angekommen, und da hab ich natürlich nichts gesagt.

Also durch mich ist niemand verhaftet worden – nein, ich hab nichts gesagt. Ich bin nämlich draufgekommen, daß sie dann, wenn man hart bleibt, sehr ungeschickt sind. Ich bin nach einiger Zeit draufgekommen, was sie wissen, sie haben mirs immer vorgesagt. Und das, wo ich feststellen konnte, daß sie es wissen, das hab ich dann zugegeben. Zum Beispiel wußten sie über mich, daß ich in Moskau war, und das hab ich auch zugegeben. Was haben Sie dort gemacht? Ich sag: Gar nichts, als Emigrantin.

Sie haben doch in der Komintern gearbeitet! Also, es hat sich dann herausgestellt, daß jemand, der verhaftet war, alles über mich gesagt hat. Und da hab ich mir gedacht, es hat doch keinen Sinn, daß ich mich totschiessen lasse für Dinge, die sie sowieso wissen. Und ich hab mich ohnehin für verloren gegeben. Was ich verhindern wollte, war, daß durch mich jemand hochgeht. Also, was meine Person anbelangt, hab ich überhaupt nicht mehr gezögert, mich zu belasten, weil ich gewußt hab, ich bin sowieso dem Tode geweiht. Ich war fest davon überzeugt, daß ich den Morzinplatz nicht lebend verlasse.

Wie sie mich gerufen und gesagt haben, die Sachen zusammenpacken – ich hab ja eh nichts gehabt – war ich fest davon überzeugt, jetzt werd ich erschossen. Aber wie ich in die Transportzelle gekommen bin, um ins Lager zu fahren, hab ich mir gedacht, jetzt hab ich die Chance meines Lebens, denn im Lager geh ich unter. Da bin ich eine von vielen. Unterwegs hat uns dann die Wachmannschaft mitgeteilt, daß wir nach Auschwitz kommen. Aber wir haben nicht gewußt, was Auschwitz bedeutet.

Wenn ich mir vorstelle, daß ich nach Amerika gegangen wär und ich wär 45 zurückgekommen, bei wunderbarer Gesundheit, in gutem Zustand, ausgeglichen, womöglich noch mit meinem Mann und Familie und so weiter – ich mein, ich nehm es niemandem übel, der das getan hat –, ich hätte das Gefühl, daß ich kein nützlicher Mensch bin, daß ich nichts geleistet hab in meinem Leben, mein Leben verpulvert hab.

Wenn ich jetzt zurückblick, denk ich, ich hab eigentlich ein unglückliches Leben geführt, im großen und ganzen. Persönlich ist mir sehr viel entgangen. Aber diese Dinge sind doch irgend etwas, wo ich mir denken kann, es war nicht zwecklos, daß du gelebt hast. Obwohl ich meinen Beitrag nicht überschätzen will, nicht. Ich hab es damals für sinnvoll gehalten. Ich weiß nicht – wenn ich das jetzt analysieren sollte, ganz kühl überlegen –, ob ich dann auch noch sagen würde, daß das so sinnvoll war. Aber damals war ich wirklich überzeugt davon. Es hat auch Leute gegeben, die gesagt haben, wir müssen überleben für die Zeit, wenns einmal anders wird. Ich trau mir kein Urteil zu geben, wirklich nicht. Wenn ich an die wahn sinnigen Opfer denk, die das gekostet hat, frag ich mich wirklich. Aber unsere Argumentation war damals so, und ich muß mich dazu bekennen: Wenn wir durch unsere Tätigkeit dazu beitragen können – ganz primitiv gesagt –, daß der Krieg nur um eine Stunde abgekürzt wird, dann hat sich unser Widerstand schon gelohnt.

Wenn man denkt, was jede Minute Krieg für Opfer kostet. Die Opfer waren furchtbar, auch unsere Opfer. Das waren so wertvolle Menschen, wenn die alle gelebt hätten nach dem Krieg. Andererseits sag ich wiederum, wieviele sind zugrunde gegangen, ohne daß sie überhaupt irgend etwas machen konnten, sind blödsinning auf die Schlachtbank getrieben worden. Sind wir froh, daß wir wenigstens etwas machen konnten.

Wie gesagt, ich würde kein endgültiges Urteil abgeben. Man muß ja auch die Zeit damals sehen. Wenn ich heute in Chile leben würde, natürlich könnte ich irgendwo hinziehen, mich zurückziehen und ein beschauliches Leben führen, abwarten, der Faschismus wird ja einmal ein Ende nehmen. Aber bin ich nicht auf der Seite derjenigen, die jetzt den Kampf führen in Chile?

Burda Friedl, geb. 1923, aus Wiener Arbeiterfamilie; von der Mutter, einer sozialdemokratischen Funktionärin, schon als Kind zu politischen Tätigkeiten herangezogen; Bürolehrling. Nach dem Einmarsch sucht sie – 15jährig – Anschluß an die KP, arbeitet für die „Rote Hilfe“, später im Rahmen der überparteilichen, von Kommunisten initiierten „Anti-Hitler-Bewegung“. Seit Anfang 43 Dienstverpflichtung bei den Optischen Werken/Reichert, leitet ausländische Arbeiter zur Sabotage an. Verhaftung im Februar 1944; gemeinsam mit der Mutter sieben Monate Gefängnis, anschließend KZ Ravensbrück bis Kriegsende.

Bures Maria, geb. 1902, aus einer armen, kinderreichen Familie in Niederösterreich, ab 1928 in Wien, Hilfsarbeiterin, später Köchin. Im Austrofaschismus organisierte politische Tätigkeit bei den Revolutionären Sozialisten, ab 1938 im Rahmen der KPÖ. Im August 1939 verhaftet, vier Jahre Gefängnis in Wien und Aichach, danach bis Kriegsende im KZ Ravensbrück.

Maria Bures starb im November 1983.

Egger Leni, geb. 1910, aus Anger/Bad Aussee; beteiligt sich an der Unterstützung der Partisanen im Salzkammergut.

Ehmer Maria, geb. 1910 in Gmünd, aus sehr armer, kinderreicher Arbeiterfamilie; muß mit 14 Jahren in die Fabrik, wird lungenkrank. Zieht nach ihrer Heirat nach Gmunden, seit 1929 bei der KPÖ aktiv; arbeitslos, extreme Armut. Illegale politische Tätigkeit zwischen 1934 und 1938, ihr Mann wiederholt im Gefängnis. Nach dem Einmarsch Flugblattaktionen, Aktivitäten für die „Rote Hilfe“. Verhaftung im Oktober 1944, bis März 1945 im Frauenlager Kaplanhof/Linz. Schwere Verletzungen beim Bombardement des Lagers.

Feldhammer Marianne, geb. 1909, aus Anger/Bad Aussee; wächst bei der Großmutter auf, arbeitet schon während der Schulzeit, früh „im Dienst“. Seit 1943 sehr aktiv bei der Unterstützung der Partisanen im Salzkammergut. Setzt diese Tätigkeit auch nach der Ermordung ihres Mannes durch die Gestapo bis Kriegsende fort.

Friedl Elisabeth, geb. 1924 in Wien, aufgewachsen in einer politisch engagierten christlich-sozialen Familie, Gymnasiastin. Beteiligt sich an den Aktivitäten der Pfarre Gumpendorf. Die Pfarrgruppe organisiert unter anderem das Abschreiben und Verschicken von Predigten an die Soldaten an der Front.

Fritz Mali, geb. 1912, in großer Armut in Wien aufgewachsen, Studentin, Gelegenheitsarbeiterin. Lebt ab 1937 in Frankreich, Arbeit im Archiv des Informationsbüros der Spanischen Republik. Ab 1940 beteiligt an

der Unterstützung und Fluchthilfe für in französischen Lagern Internierte. Nach der Verhaftung im Mai 1942 Gefängnis in Wien, ab Sommer 1943 KZ Auschwitz/Birkenau und KZ Ravensbrück. Mit Hermine Jursa in einem sechswöchigen Fußmarsch nach Wien zurückgekehrt.

Grossmann-Breuer Rosl, geb. 1920, aus Wiener Arbeiterfamilie. Erste Aktionen gegen das austrofaschistische Regime mit 14 Jahren, einige Male im Gefängnis. Nach 1938 Fabriksarbeit, Beteiligung am Aufbau einer Widerstandsgruppe. Verhaftung gemeinsam mit ihren Eltern im Oktober 1943. Stürzt sich nach Folterungen über das Stiegengeländer im 4. Stock der Gestapozentrale in Wien; mit schwersten Verletzungen ins Inquisitenspital. Ende Jänner 1944 aus der Haft entlassen.

Haas Franziska, geb. 1906, aus sozialdemokratischer Arbeiterfamilie in Wien, lernt Damenwäscheerzeugung, dann Arbeiterin, ab 1935 arbeitslos. Mitglied sozialdemokratischer Jugendorganisationen, später gemeinsam mit ihrem Mann im kommunistischen Widerstand aktiv – Besorgen von Quartieren und Lebensmitteln für illegale Genossen, Herstellen von Verbindungen, Transportieren von Material. 1941 in schwangerem Zustand verhaftet, Geburt ihres Sohnes im Gefängnis in Wien. Ab Mitte 1942 Zuchthaus Aichach bis Kriegsende.

Franziska Haas starb im September 1983.

Haider Anni, geb. 1902 in Wien, aus kinderreicher Arbeiterfamilie, Vater aktiver Sozialdemokrat. Muß mit 14 Jahren in die Fabrik, ist mit 18 Betriebsrätin, aktive Sozialdemokratin bis 1934, an den Kämpfen im Goethehof beteiligt. Schließt sich nach 34 der KP an, illegale Arbeit in Österreich, Aufenthalt in der Sowjetunion. Seit Herbst 1938 an wichtiger Stelle am Aufbau illegaler KP-Gruppen beteiligt. Im Februar 1941 verhaftet, bei den Verhören verletzt. Im Inquisitenspital (LG 1) organisiert sie gemeinsam mit den geistlichen Schwestern Information und Verpflegung für die politischen Gefangenen. Zum Tode verurteilt, begnadigt, bis zum Kriegsende im Zuchthaus Aichach/Bayern.

Jagoda Margret, geb. 1917, aus bürgerlichem Elternhaus in Wien, früh verwaist, nach der Handelsschule Arbeit im Büro. Ab 1936 Mitglied der Legitimisten, nach 1938 aktiv in der katholisch-konservativen Widerstandsgruppe Roman Scholz. Im August 1940 verhaftet, Gefängnis in Wien und Krems. Im April 1943 entlassen.

Jursa Hermine, geb. 1912 in Wien, früh verwaist, beginnt 14jährig in der Fabrik zu arbeiten. 1936 Anschluß an den KJV, verteilt und transportiert illegale Aufklärungsschriften. Von August 1939 bis Kriegsende in Haft. Im KZ Ravensbrück Handwerkerin in der „Sturm-Kolonne“, in dieser

Funktion Unterstützung vieler Kameradinnen. Mitglied der illegalen Lagerleitung. Gemeinsam mit Mali Fritz zu Fuß nach Wien heimgekehrt.

Kness Anni, geb. 1916, aus kinderreicher Kleinbauernfamilie in Moosburg, sozialdemokratisches Elternhaus. Leitende Angestellte in einer Apotheke in Klagenfurt. Versteckt ihren von der Gestapo gesuchten Mann dreieinhalb Jahre in der Wohnung. Verhaftung im Mai 1944, mehrere Monate im Gefängnis, Einlieferung ins KZ Ravensbrück im August 1944.

Kuchar-Jelka Helene*, geb. 1906 in Leppen, aus armer, kinderreicher slowenischer Familie; Häuslerin, Näherin. Organisiert Unterstützungsaktionen für die Partisanen in größerem Ausmaß, zieht ein Nachrichtennetz auf; 1943 Flucht zu den Partisanen; Aktivistin der OF. Verhaftung im Februar 1944, Gefangenschaft und Folter. Zahlreiche Opfer des faschistischen Terrors in ihrer Familie.

Lehr Antonie, geb. 1907, aus einer bürgerlichen Wiener Familie, studiert Welthandel. Während der Mittelschulzeit Anschluß an sozialdemokratische Jugendorganisationen, nach dem Juli 1927 aktiv in der KPÖ. Zwischen 1933 und 1936 Arbeit für die Komintern in Wien und Moskau, danach in Paris für die Internationale Rote Hilfe tätig; ab 1942 Travail-Anti-Allemand in Paris, 1943 illegal nach Österreich zurück. 1944 in Wien verhaftet, dann KZ Auschwitz und Ravensbrück; vor der Durchführung des Erschießungsbefehls in Ravensbrück durch die Solidarität der internationalen Widerstandsorganisation im Lager gerettet.

Leitner-Bodenstein Hedwig, geb. 1916, aus einer bürgerlichen Familie in Ebensee/Oberösterreich, ab 1935 als Studentin in Wien. Bei der katholisch-konservativen Widerstandsgruppe Roman Scholz aktiv, im August 1940 verhaftet, zweieinhalb Jahre Haft in Wien und Krems. Im Dezember 1942 entlassen.

Mikosch Grete, geb. 1916 in Wien, Kind einer politisch aktiven Arbeiterfamilie, kaufmännische Lehre, Abteilungsleiterin. Über Kinder- und Jugendorganisationen der sozialdemokratischen Partei in die organisierte Arbeiterbewegung hineingewachsen. Nach 1934 Anschluß an die KPÖ, Tätigkeit im Rahmen der „Roten Hilfe“. Versteckt und versorgt zusammen mit Verwandten und Genossen einen untergetauchten jüdischen Freund.

Muhr Rudolfine, geb. 1900, aus einer proletarischen Wiener Familie. Seit 1914 Metallarbeiterin, ab 1919 in der Sozialdemokratischen Partei aktiv, vielfältige politische Tätigkeit gegen den Austrofaschismus. Im August 1939 verhaftet, nach ihrer Freilassung im April 1940 Widerstandshand-

lungen auf eigene Faust.

Rudolfine Muhr starb im Oktober 1984.

Plieseis Maria, geb. 1920, wächst in sozialdemokratischer Familie in Ischl auf, besucht die Schwesternschule in Linz. Nach dem Einmarsch für die „Rote Hilfe“ aktiv; später unterstützt sie die Partisanen im Salzkammergut, versteckt einen Winter lang, gemeinsam mit ihrer Mutter, den aus einem Außenlager von Dachau geflüchteten Spanienkämpfer Sepp Plieseis, ihren späteren Mann.

Agnes Primocic, geb. 1905 in Hallein, aus sozialdemokratischer Arbeiterfamilie; engagierte Betriebsrätin in der Halleiner Tabakfabrik. 1934–38 viermal in Haft wegen illegaler kommunistischer Tätigkeit. Nach dem Einmarsch für die „Rote Hilfe“ aktiv; seit 1943 an mehreren Aktionen zur Fluchthilfe von KZ-Häftlingen beteiligt, darunter von Sepp Plieseis, dem Organisator der Partisanengruppe im Salzkammergut. Zwischen 1938 und 1945 zweimal für mehrere Wochen in Haft.

Raffelsberger Martha, geb. 1924, aufgewachsen in einem Arbeiterviertel in Wr. Neustadt, arbeitet in den Wr. Neustädter Flugzeugwerken. Nach 1938 mit KJV-Gruppen Widerstandsarbeit im Gebiet Wr. Neustadt, u. a. Verteilen von Flugblättern, Sammeln von Feldpostnummern für Soldatenbriefaktion des KJV. Im Mai 1942 verhaftet. Durch einen Trick ihrer Mutter vor dem Transport ins KZ gerettet. Im Oktober 1943 entlassen.

Sadolschek-Zala Johanna*, geb. 1923, aus slowenischer Bauernfamilie in der Gegend von Eisenkappel; mit Mutter und Großmutter in sehr armen Verhältnissen aufgewachsen; Bäuerin. Seit Ende 1942 unterstützt sie die Partisanen, nach ihrer Verhaftung (Oktober 43) flieht sie selbst zu ihnen; im Rahmen der OF Sekretärin der antifaschistischen Frauenbewegung für ganz Kärnten. Ihr Hof wird von den Faschisten verbrannt, ein Teil ihrer Familie ins KZ verschleppt.

Sasso Käthe, geb. 1926, aus tschechischer Arbeiterfamilie in Wien, Schülerin, übernimmt als 15jährige nach dem Tod ihrer Mutter deren politische Arbeit. Sammelt für die „Rote Hilfe“, stellt Verbindungen her, arbeitet bei der Herstellung und Verteilung illegaler Flugschriften mit, Mitglied der KP-Widerstandsgruppe Neustadtl. Verhaftung im August 42, Gefängnis, Arbeitserziehungslager Maria-Lanzendorf, von Oktober 1944 im KZ Ravensbrück bis zur Befreiung.

Schindel Gerti, geb. 1913 in Wien, lernt Gärtnerei, 14jährig Beitritt zum KJV, rege politische Tätigkeit und zwei Verhaftungen. Lebt ab 1937 in Frankreich, Arbeit in der österreichischen Sektion des internationalen Spanienkomitees, beteiligt an der Unterstützung und Fluchthilfe für

in französischen Lagern Internierte. Organisiert die „Mädelarbeit“ in Paris und Lyon. Im Herbst 1943 Rückkehr nach Österreich. 1944 in Linz verhaftet. Deportation ins KZ Auschwitz und ins KZ Ravensbrück. Rettung vor der Hinrichtung durch die Solidarität der internationalen Widerstandsorganisation im Lager.

Schwager Irma, geb. 1920 in Wien, kaufmännische Lehre. Emigriert 1938 nach Belgien. Nach der Okkupation Belgiens Internierung in verschiedenen Lagern in Frankreich, dort Eintritt in die KPÖ. Ab Dezember 1942 illegal in Paris, „Mädelarbeit“ im Rahmen der „Travail-Anti-Allemand“. Nach der Befreiung Frankreichs und Belgiens politische Arbeit in der Front National Autrichien in Belgien.

Sinic Elisabeth, geb. 1907 in Graz, aus sehr armen Verhältnissen, wächst bei einer Pflegemutter auf, arbeitet später hauptsächlich als Kassierin. Zunächst als Sozialdemokratin in der Gewerkschaft aktiv, Anfang der 30er Jahre zur KPÖ; illegale politische Tätigkeit zwischen 1934 und 1938. Seit dem Einmarsch vielfältige Tätigkeit in illegaler Grazer KP-Gruppe bis zu ihrer Verhaftung im Februar 1939; Fortsetzung der illegalen Arbeit nach der Haftentlassung 1942, aus konspirativen Gründen jedoch in wesentlich geringerem Umfang.

Tonka Oswald, geb. 1923 in Wien, früh mit der politischen Haltung ihrer engagierten kommunistischen Familie konfrontiert, tritt 16jährig dem KJV bei. Kaufmännische Angestellte, während ihrer Dienstverpflichtung beteiligt an Sabotageakten in ihrem Betrieb. Im Sommer 1944 Anschluß an die Jugoslawische Befreiungsarmee, im Partisanenverband bis Kriegsende als Funkerin tätig.

* Jelka und Zala sind Partisaninnennamen.

Wir danken allen bisher nicht genannten Frauen, die mit uns gesprochen und dadurch mitgeholfen haben, daß dieses Buch entstehen konnte:

- | | |
|---------------------------------------|---|
| Aigner Barbara, Waidhofen/Ybbs/
NÖ | Kottinger Adele, Wien |
| Bair Leopoldine, Wien | Krasovec Marianne, Leoben |
| Blajs Amalija, Kärnten | Kreidl Maria, Innsbruck |
| Berner Maria, Wien | Kren Maria, Wien |
| Bilger Maria, Wien | Kreutzer Theresia, Wien |
| Bily Rosalia, Wien | Lirsch Maria, Wien |
| Brainin Lotte, Wien | Maresch Anna, Bürmoos/Sbg. |
| Brandauer Katharina, Hüttau/Sbg. | Margulies Ida, Wien |
| B. W., Kärnten | Mayerhofer Emma, Wien |
| Cäsar Maria, Graz | Mikusch—Zlata* Aurelia, Graz |
| Diesner Maria, Allentsteig/NÖ | Moravek Rosa, Wien |
| Dittelbach Anna, Wien | Muchitsch Cilli, Leoben |
| Edel Anna, Wien | Musik Ernestine, Wien |
| Feinig Christine, Innsbruck | Neustadtl Friederike, Wien |
| Fischer Erika, Wien | Olip Maria, Kärnten |
| Flöck Carmella, Innsbruck | Oswald Josefina, Tragöß/Stmk. |
| Gabriel Rosina, Göfis/Vbg. | Pečnik Katharina, Kärnten |
| Glaubauf Karla, Wien | Pesendorfer Resi, Bad Ischl/OÖ |
| Haiden Theresia, Eggendorf/NÖ | Pietzka Hermine, Kärnten |
| Hammer Leopoldine, Hohe Wand/
NÖ | Pollak Annemarie, Feldkirch/Vbg. |
| Hand Anna, Wien | Potetz Helene, Wien |
| Hanzlik Schella, Wien | Prater Angela, Leoben |
| H. F., Steiermark | Proksch Lina, Wien |
| Hedrich Erna, Wien | Prušnik—Mira* Terezija, Kärnten |
| Hirsch Betty, Wien | Reiter Luise, St. Peter/Freienstein |
| Höfer Bibiana, Tragöß/Stmk. | Schober Edith, Wien |
| Hölzl Auguste, Wien | Sinclair Friedl, Kaltenleutgeben/
NÖ |
| Hrachowetz Maria, Hollabrunn/NÖ | Spieß Resi, Gols/Bgld. |
| Janda Johanna, Wien | Stampfl Hilda, Wien |
| Jelemensky Juliane, Wattens/Tirol | Strasser Anna, St. Valentin/NÖ |
| J. A., Kärnten | Sturm Hanna, Neufeld/Bgld. |
| J. Z., Kärnten | Tencer Esther, Wien |
| Kasztler Zita, Gols/Bgld. | Thurnbichler Gertrud, Innsbruck |
| Kimlicek Therese, Wien | Weinert Stefanie, Wien |
| Klement Auguste, Wien | Wundsam Anna, Wien |
| Kölich Katharina, Kärnten | Zapletal Gertrude, Wien |
| | Zimmermann Hilde, Wien |

*Zlata und Mira sind Partisaninnennamen